

Erich Mühsam Tagebücher

Band 4
1915

Herausgegeben von Chris Hirte
und Conrad Piens

Das Kriegsjahr 1915: Mühsams Hoffnungen auf ein schnelles Ende des Gemetzels zerschlagen sich, der Friede rückt in immer weitere Ferne. Er braucht das Tagebuch jetzt, um die Wahrheit aus den verlogenen Pressemeldungen herauszufiltern. Wer hat diesen Krieg angezettelt? Wer kann ihn beenden? Wo kann Mühsam sich und seine Überzeugungen geltend machen? In der kaisertreuen SPD bahnen sich Umbrüche an – der linke Flügel verweigert neue Kriegskredite, es droht die Spaltung der Partei. Gespannt verfolgt Mühsam die Entwicklung und sucht nach Verbündeten für eine Antikriegsbewegung unter anarchistischen Vorzeichen: bei Pazifisten, linken Sozialdemokraten, Feministinnen.

Auch in der Münchener Boheme geht der Tod um. Die Reihen lichten sich, die Stammtischkrieger werden immer nervöser. Mühsam muss befürchten, an die Front geschickt zu werden, und ist fest entschlossen, eher zu sterben als zu töten. Derweil drückt die Geldnot schlimmer als je zuvor. Zenzl, die Geliebte, bietet ihm Hilfe und Trost, aber auch sie braucht Unterstützung. Retten kann ihn nur der baldige Tod des Vaters, die große Erbschaft. Und mit dem langersehnten Telegramm tritt endlich die Wende ein: Mühsam heiratet Zenzl, gründet einen Hausstand und will Dramen und Gedichte schreiben – doch es bleibt nur Zeit für das Tagebuch, das längst zu seinem Hauptwerk geworden ist.

Das aktuelle Sach- und Personenregister zu diesem Band, auch zum Ausdrucken, findet sich im Internet: www.muehsam-tagebuch.de.

VERBRECHER VERLAG

Wir danken der Handschriftenabteilung des Instituts für Weltliteratur
A. M. Gorki der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau,
und dem Literaturarchiv der Akademie der Künste, Berlin, für die
Bereitstellung der Originaltexte.

Die Herausgeber und der Verlag danken Conrad Müller für die
Durchsicht des Manuskripts.

Heft 13

1. Januar – 27. April 1915

7

Heft 14

30. April – 20. August 1915

165

Heft 15

21. August – 16. Dezember 1915

327

Nachbemerkung

473

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2013
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2013
Einbandentwurf: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus
Satz: Christian Walter

ISBN: 978-3-940426-80-2

Printed in Germany

Heft 13

1. Januar – 27. April 1915

Kriegstagebuch

München, Freitag, d. 1. Januar 1915.
Zeitwende! Das Wort führt jetzt jeder Esel im Munde, dem die Zeit noch niemals etwas gewendet hat. Das Schicksalsjahr 1915! Voll Stolz und Selbstgefühl wird dieser 1. Januar begrüßt. Daß er bestimmt ist, eine Epoche fortzusetzen, die die Vernichtung von millionen Schicksalen bedeutet, fällt den Hanswürsten nicht ein.

Wird sich mir die Zeit endlich wenden? Wird mir 1915 ein Schicksalsjahr im guten Sinne sein? Gestern schrieb ich einen langen Brief an Jenny, Glückwünsche zu Neujahr und zum 23. Geburtstag. Sie muß daraus sehen, wie innig mein Schicksal an ihrem Leben hängt, wie es auf sie hofft, nach ihr sich sehnt. Ich schickte ihr die Gedichte gebunden mit dieser Widmung:

Meine ganze Seele ist in Dir.
Deine ganze Seele soll es wissen:
Müßt ich einmal Deine Seele missen,
wäre meine Seele fern von mir.

Sie wird es empfinden, wie wahr diese Verse sind. Ich weiß es täglich tiefer. Wenn ich noch zu beten verstände: ohne ihren Namen würde keine Bitte und kein Dank zu Gott steigen. Sie liebe ich, ihr verschreibe ich mich und mein Leben.

Eben ging Zenzl von mir. Mein Mund ist noch feucht von ihren Küssen, und doch: so wahr ich die Frau lieb habe, so wahr gehöre ich doch nur Jenny, um die ich schon zuviel gelitten und gesehnt habe, um je von dieser Liebe loszukommen.

Friedel ist mir ein Traum geworden, ein süßer, zärtlicher Traum, den ich all mein Lebtage fortträumen werde. Ihren persönlichen Verlust habe ich überwunden. An Uli, Lotte, Ella – an all die andern lieben Frauen denke ich wie an Episoden zurück. Mariechen sah ich heute wieder. Sie kam nach langer Nachtfahrt mit ihrem reizenden 3jährigen Söhnchen von Breslau und war im Café Stefanie. Ich fühlte große Fremdheit zwischen uns und sprach freundlich und ohne jegliche Erregung mit ihr. Sie war wirklich nur Episode. An Zaza denke ich oft und herzlich. Ein Sonnenstrahl, der sich zufällig gespiegelt, einmal in mein nach Norden gelegenes Zimmer stahl, mich küßte und verschwand. Und Johannes? Heut kam – nach einem halben Jahr entsetzlicher Verwirrung, eine Karte von ihm. Aus Ronco. Auch er ist mir fremd geworden. Ich muß Umwege machen in meinem Herzen, um wieder zu ihm zu finden. Ob unsre Freundschaft sich je wiederfinden wird auf einem Boden ruhigen Einverständnisses, geistigen Austausches und fern vom mißtönigen Klingen des Geldes? Ich weiß es nicht.

1915! All mein Wunsch für das Jahr geht auf Frieden. Der Krieg zehrt an meinen Nerven wie an denen der Welt. Er darf nicht länger sein.

Die Sylvester-Feier war bei Rummels. Ich kam durch ein Mißverständnis, eine Stunde zu früh. Dadurch gab sich die Gelegenheit zu einem guten Gespräch mit Gustl Waldau allein. Ich habe ihn nie so ernst sprechen gehört. Mir dürfe er ja die wahre Meinung sagen, die er als Offizier eigentlich nicht haben dürfe. Er sei kein Held. Er möchte nicht wieder hinaus, in Gefahr und Entsetzen. Jacobis Ansicht, der die Pflicht fühlte, auch ferner mit seinen Leuten alles Ungemach zu teilen, habe er nicht. Er wolle, wenn es ohne Schaden an Reputation gehe, bitten, im Garnisondienst Verwendung zu finden. Ich riet ihm dringend mit allen Gründen des Herzens und des Hirns dazu. – Heut sagte mir Rößler, daß die Intendanz Schritte plane,

von denen Gustl selbst nichts weiß, und die auf seine völlige Freilassung abzielen. Hoffentlich gelingt's.

Halbes waren da, Dr. Heinz mit Frau (Gustls Schwester) Mie's Kinder, Ziersch und die Wimplinger und Lajoš Hartwig, der homosexuelle Ungar. Als die Mitternacht da war, gab's Umarmungen und Zurufe. Ich küßte mich mit der Wimplinger, mit Gustl und Mie. – Wein, Sekt, Bier, Punsch taten ihr Teil, den Drang der Dinge zu vergessen. Auf dem Heimweg vollführte ich Wettläufe mit Anneliese Halbe und kam bei dämmerndem Morgen nach Hause.

1915! Mag es ein Jahr des Friedens werden und ein Jahr der Arbeit!

München, Sonnabend, d. 2. Januar 1915.

Gustl Waldau nannte mir einige Zahlen, die er als Offizier authentisch erfahren konnte. Danach hat Deutschland bis jetzt 122 000 Mann allein an Toten verloren. Die Zahl der Verwundeten beträgt zwischen 8 und 900.000 Mann. Rechnet man die Gefangenen hinzu, so ist also die erste Million aus den Kampffreien ausgeschiedener deutscher Soldaten längst überschritten. Nimmt man ferner an, daß von den Verwundeten vielleicht ein Drittel fürs Leben zum Krüppel geschossen ist, so fehlt nicht viel an einer halben Million vernichteter Existenzen. Der Krieg 1870/71 dauerte nahezu 1 Jahr. Damals gab es im Ganzen bei den Deutschen 42.000 Tote, während wir jetzt, nach 5 Monaten, schon die dreifache Zahl haben. Nahezu ebensoviel werden die Franzosen haben, erheblich mehr, ja das Vielfache (allein in den masurischen Seen sollen ja 150.000 Mann verkommen sein) die Russen. Kommen hinzu die Österreicher, Ungarn, Engländer, Belgier, Serben, Montenegriner, Türken, Japaner, die unter deutscher, französischer oder englischer Fahne kämpfenden Eingebornen in Afrika bzw. Asiaten und Afrikaner in Europa, die Buren, Aegypter, Kanadier und Australier, ferner die aufständischen Muhammedaner

in Marokko, Tunis, Persien, Indien etc., – so wird man die Zahl der jetzt schon Getöteten gewiß auf mindestens eine Million Mann annehmen können. Die Zahl der getöteten Nichtkämpfer, der Greise, Frauen und Kinder in beschossenen Festungen und Hafenstädten und aus der Luft bombardierten Orten wird sich wohl nie genau bestimmen lassen.

Eine weitere Mitteilung, die ich von Gustl habe, gibt der in Deutschland immer weiter um sich greifenden Wut gegen Österreich neue Nahrung. Danach ist in der Schlacht bei Lowicz die Gefangennahme von 300.000 Russen, die wahrscheinlich die Entscheidung der ganzen polnischen Kämpfe gebracht hätte, durch das Zuspätkommen der Österreicher um einen halben Tag vereitelt worden, da die Russen dadurch Zeit gewannen, noch abzumarschieren.

Ein längerer Brief Landauers, als Antwort auf meinen Neujahrsbrief, gibt mir zu denken. Er gibt mir leider wenig Hoffnung auf die Anstellung als Dramaturg bei der Berliner Volksbühne. Natürlich sei Sinsheimers Verlangen, ich dürfe mich dann nicht anarchistisch betätigen, Unsinn. Aber erstens müsse man rechnen und bekomme leicht Literaten, die froh sind, wenn sie nur volontieren dürfen, zweitens aber zweifle er (Landauer) selbst, ob er, falls die Frage überhaupt gestellt würde, für mich stimmen würde. »Du bist in Deinem Urteil über literarische und besonders theatralische Dinge der Beeinflussung der Freundschaft und gradezu der Clique durchaus nicht unzugänglich, läßt es an harter Sachlichkeit, seit Du in München bist, oft fehlen ... Ich weiß, daß dieser Zug mit sehr Sympathischem in Deinem Wesen, vor allem mit Dankbarkeit eines Vereinsamten zusammenhängt, und will Dich wahrhaftig nicht kränken; aber in der »Volksbühne« brauchen wir hartes Holz.« Das ist bitter. Abgesehen von der zerstörten Hoffnung, endlich doch Boden unter die Füße zu kriegen und ein Haus für Jennys Kinder schaffen zu können – diese klare Anzweiflung meiner Unabhängigkeit. Ob Landauer recht

hat? Manchmal gewiß. Es will mir scheinen, als ob manchmal im gültigen Suchen nach guten Eigenschaften in einem schlechten Werk und im Verschweigen seiner Schwächen eine höhere Gerechtigkeit sei als in der unbedingt von allem Persönlichen absehenden Objektivität des Urteils, die Landauers Art ist. Das harte Verurteilen kann furchtbar weh tun und im Gefühl des Betroffenen dauernde Wunden hinterlassen, und selbst Werte seiner Persönlichkeit herabmindern. Abgesehen davon, daß in künstlerischen Dingen reine Objektivität ja garnicht existiert, und daß es sicher ebenso wichtig ist, das Gute im Schwachen zu erkennen als um der Schwächen willen alles Gute mit zu verdammen.

L. sagt mir dann einiges Nette über mein Gedichtbuch, das ihm – im vollem Gegensatz zu Johannes Nohl – Freude gemacht hat. »Schönes, starkes Altes und Neues, und gute Anordnung.«

Meine Erklärung an die Kain-Leser hat ihm nicht gefallen, und ich muß schon selbst gestehn, daß ich recht wünschte, den letzten nachträglich angefügten Absatz darin nicht geschrieben zu haben. Landauer sagt mit Recht: »Ich kann es nicht gutheißen, daß von fremden Horden z. B. geredet wird, solange nicht die Möglichkeit besteht, alle Armeen, die in Feindesland hausen, so zu bezeichnen.« Natürlich war ich, als ich den Satz schrieb, durchaus geneigt, auch die ins Ausland eindringenden Deutschen als »fremde Horde« anzu-sehn. Aber ich hätte das Mißverständliche des Ausdrucks erkennen sollen und mir viel Ärger ersparen können. Landauers Meinung, daß ich etwa »vorübergehend vom Wedekindkreis oder dergleichen angesteckt« gewesen sein könnte, ist natürlich Unsinn. Ich werde, sobald der Kain wiedererscheint, eine klare Definition geben müssen.

Eine Karte von Grethe. Papa geht es nach einigen Wochen Schlechtbefindens wieder »ganz nett«. Wie dagegen ich weiterleben soll, ist mir durchaus Geheimnis. Die Pensionsrechnung beträgt diesmal schon 280 Mark.